



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Marie Louise : ein Charakterbild.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Marie Louise.

Ein Charakterbild.

Marie Louise! Ein fast verschollener Name, den kaum in Jahren einmal die Zeitungen nennen, wenn ein Besuch die Trägerin desselben mit ihrer kaiserlichen Familie in Wien zusammenführt. Man kann dann wohl im Burgtheater oder an irgend einem andern vielbesuchten Orte hören, wie irgend ein älterer Wiener Bürger, der sie noch aus ihrer Jugendzeit kennt, seinen Kindern, die neugierig das fremde Gesicht in der kaiserlichen Loge oder Carosse betrachten, zuflüstert: Das ist Marie Louise. Und doch hat Marie Louise den Thron des mächtigsten Reiches der Neuzeit mit dem großen Kaiser getheilt; und doch war sie Napoleons Gattin und die Mutter des Königs von Rom und Frankreichs Regentin! Wer gedenkt ihrer noch unter den jüngern Zeitgenossen? Ueber der Herzogin von Parma hat man Frankreichs Kaiserin, über der Gemahlin des ihr zur linken Hand angetrauten Grafen Neipperg hat man Napoleon's geliebte Gattin, über der Mutter des Grafen von Montenuovo die des Herzogs von Reichstadt vergessen. Selbst die Stimmen der Anklage, die sich noch während der Zwanziger-Jahre gegen sie von Frankreich aus erhoben, sind verstummt, seit mit dem Tode ihres Sohnes die letzte Hoffnung der Napoleonischen Partei erbleicht ist. Zwar noch unter den Lebenden, gehört sie doch schon der Geschichte an, gehört ihr um so mehr an, als fast alle ihre Zeitgenossen schon dem Reiche dieser unerbittlichen Richterin verfallen sind, und nur Wenige noch leben, die aus eigener Anschauung Zeugniß für oder wider sie ablegen können. Eines solchen Zeugen Stimme nun ist jetzt plötzlich laut geworden. Baron Menneval, von 1802 bis 1813 geheimer Cabinetssecretair des Kaisers, dann seit der Rückkehr des-

selben vom russischen Feldzuge „*secrétaire des commandements*“ der Kaiserin, hat drei Bände historischer Erinnerungen unter dem Titel: „*Napoleon und Marie Louise*“ vor Kurzem in Paris veröffentlicht. Er hat in der vertrauten Nähe der Kaiserin gelebt und das gerade in der schwierigsten Epoche ihres Lebens, in der Zeit, da sie zu wählen hatte zwischen den angeborenen Sympathien ihrer deutschen Herkunft und ihrer Anhänglichkeit an ihren Vater und ihre Geschwister auf der einen Seite, und zwischen den freilich nicht aus eigenem Antrieb übernommenen, aber doch von Napoleon ihr möglichst angenehm und leicht gemachten Pflichten als Gattin von Frankreichs Kaiser, als Regentin seines Reichs, als Mutter seines künftigen Herrschers.

Aus diesen drei Bänden, die voll interessanter Züge sind, sich aber oft in Episoden und Nebengängen verlieren, wollen wir es versuchen, ein gedrängtes, aber prägnantes Bild der Frau zu liefern, die bestimmt schien, Frankreich mit Deutschland zu verschwistern, die aber ein tragisches Schicksal so fern von ihrem Ziele abgeführt.

* * *

„Die Geschichte der ersten Jahre Marie Louises ist die aller österreichischen Prinzessinnen, deren Erziehung fast unveränderlich gleichen Gesetzen unterworfen ist. Unter den Augen ihrer Eltern bis zum Augenblick ihrer Heirath erzogen, leben sie fern vom Hofe in stiller, fast nie unterbrochener Zurückgezogenheit in Gesellschaft ihrer Hofdamen und ihrer Dienerschaft, die sie mit wohlwollender Vertraulichkeit behandeln und oft sogar zu ihren Spielgenossinnen machen. Gouvernanten leiten ihre Erziehung und beaufsichtigen den von männlichen Lehrmeistern gegebenen Unterricht. Die Erzherzogin Marie Louise (das älteste Kind des Kaiser Franz aus seiner zweiten Ehe mit Marie Theresé, Tochter des Königs Ferdinand IV. von Neapel) hatte die Gräfin Colloredo zur Oberhofmeisterin und die Gräfin Lazansky als Gouvernante. Letztere besonders war eine sehr verdienstvolle Dame, die an ihrer Schülerin mit einer in demselben Grade erwiederten tiefen Zuneigung hing. Die Erziehung der Prinzessin war eine sehr sorgfältige. Mehrere der vorzüglichsten Gelehrten und Schriftsteller waren ihre Lehrer und ihre Lehren sind von ihrer Schülerin gut benutzt worden. Marie Louise kennt mehrere Sprachen und hat sogar

etwas Latein, als die Amtssprache Ungarns, gelernt. Schon in ihren jüngern Jahren hatte sie bedeutende Fortschritte in der Musik und im Zeichnen gemacht und sie ist seitdem eine vollendete Musikerin und eine geschmackvolle Zeichnerin geworden. Da sie malte sogar in Del und hat, nach ihrer Ankunft in Frankreich, von Prudhon Unterricht in dieser Kunst bekommen, hat aber derselben entsagen müssen, weil sie den Geruch der Oelfarben nicht vertragen konnte.

„Als die Erzherzogin Marie Louise die erste Kunde von dem Plane einer Vermählung mit dem Kaiser erhielt, betrachtete sie sich fast wie ein Schlachtopfer, das dem Minotaurus geweiht war. Und das darf Niemanden Wunder nehmen; denn — wie es die Kaiserin selbst dem Verfasser späterhin erzählt hat — sie war, wenn auch nicht geradezu im Haß gegen Napoleon, doch wenigstens in Gesinnungen auferzogen worden, die Nichts weniger als günstig für den Mann waren, der das Haus Habsburg zu wiederholten Malen hart an den Rand des Abgrundes gebracht und die Kaiserfamilie gezwungen hatte, die Residenz ihrer Väter zu fliehen und in Verwirrung und Bestürzung von einer Stadt zur andern zu irren. Aber erzogen in der Gewohnheit eines leidenden Gehorsams, blieb ihr Nichts übrig, als sich in ihr Loos zu ergeben. Man hatte sie von Jugend auf gelehrt, eine österreichische Prinzessin dürfe sich nur als ein Werkzeug für die Größe ihres Hauses betrachten, sei nur bestimmt, drohende Stürme zu beschwören. Sie wandte daher ihre Gedanken von der Idee eines Opfers ab und vielmehr auf die bedeutsame Rolle hin, die sie fortan zu spielen haben sollte.

„Marie Louise stand, als sie in Compiègne mit ihrem Gemahl zusammentraf, im ganzen Glanze ihrer Jugend. Ihr Wuchs war von der vollkommensten Regelmäßigkeit und ihre natürliche Würde ward noch dadurch erhöht, daß sie ein langtailliges Kleid trug, das zugleich sehr vorthellhaft gegen die damals in Frankreich herrschende, aber sehr unschöne Mode der kurzen Taillen abstach. Ihr Teint war noch von der Bewegung der Reise her lebhaft gefärbt und ihre Schüchternheit erhöhte noch die Röthe ihrer Wangen. Feines und reiches Haar von hellem Kastanienbraun rahmte ein frisches und volles Gesicht ein, dem Augen voll Sanftmuth einen lebenswürdigen Ausdruck verliehen. Ihre ein wenig dicken Lippen bezeugten ihre Herkunft von der österreichischen Kaiserfamilie, deren Kennzeichen

diese kleine Eigenthümlichkeit ist. Ihre ganze Person athmete Herzengüte und Unschuld, und eine ziemliche Leibesfülle, die sie nach ihrer Niederkunft verlor, bezeugte den guten Zustand ihrer Gesundheit."

Wir sind am Ende des Aprils 1810. Marie Louise soll ihren Gatten in der Ausübung seines Herrscheramtes und auch ihr Reich, oder wenigstens ein neu hinzugefügtes Stück kennen lernen. Sie begleitet daher den Kaiser, als er seine Reise nach Belgien und Holland macht, und hat so mehrfach Gelegenheit, zu repräsentiren, mit ihren Unterthanen oder wenigstens den Behörden in Berührung zu kommen. Sehen wir, wie sie sich bei diesen Gelegenheiten zeigt.

— — Die Kaiserin war leutselig, einfach und prunklos. Wenn sie nicht so allgemein gefiel, so hatte daran die Erinnerung an ihre Vorgängerin Josephine, die so überaus anmuthig und lebenswürdig war und sich aus Liebe zu ihrem Gatten so sehr bemühte, alle Welt für ihn zu gewinnen, einigen Antheil. Unrecht aber that man Marie Louise, wenn man ihr zurückhaltendes Wesen dem angeborenen Hochmuth einer deutschen Kaiserstochter zuschrieb; im Gegentheil war wohl Niemand einfacher und freier von Stolz, als sie. Nur ihre angeborne Schüchternheit und die Neuheit der Rolle, die sie zu spielen berufen war, gaben ihr den Anschein der Steifheit. Sie hatte sich übrigens an ihre neue Lage schon so vollkommen gewöhnt und war von dem liebe- und rücksichtsvollen Benehmen des Kaisers gegen sie so gerührt, daß, als er ihr vorschlug, sie solle ihn in Antwerpen erwarten, während er eine Rundschau der Seeländischen Inseln vornehmen wollte, sie ihn dringend bat, er solle sie mitnehmen und ihrewegen nicht um die Reisestrapazen besorgt sein.

„Die Kaiserin war ganz entzückt über die wahrhaft triumphartige Aufnahme, die ihr während dieser ganzen Reise so wie auf der Rückkehr überall zu Theil ward. In allen Städten ward sie unter Triumphbogen empfangen; Alles, was ihr irgend schmeicheln konnte, stand ihr zu Gebote; das Volk war trunken vor Begeisterung und unerschöpflich an Illuminationen, Ballen und Festen jeder Art. Sie hatte Gelegenheit, den französischen Volkscharakter zu würdigen, und sie erkannte, daß sie sich leicht an ein Land gewöhnen würde,

in dem Alles, was sie sah, — die Anhänglichkeit des Landes an seinen Kaiser, der wunderbare Einfluß, den dieser auf Alles ausübte, die Zuneigung, die er für sie empfand und die günstige Gesinnung, die das Volk selbst um des Kaisers willen auch für sie hegte, — sie berechtigte, auf eine glückliche Zukunft zu hoffen. Der Kaiser seinerseits wünschte sich Glück dazu, eine Lebensgefährtin zu besitzen, der jede Idee von Intrigue zuwider war, und die, auf den engern Kreis der Familie sich beschränkend, nur darnach strebte, zu gefallen.“

Mehr als ein Jahr ist verflossen. Marie Louise ist Mutter geworden und das stolze Kaiserreich hat einen Erben bekommen. Die Kaiserin hat wieder einige Ausflüge mit ihrem Gemahl gemacht und ist, behufs der Tauffestlichkeiten des Königs von Rom, in die Hauptstadt zurückgekehrt. Fest folgt auf Fest, bis endlich die Feier von Napoleons Geburtstag am funfzehnten August sie beschließt. Betrachten wir uns die Kaiserin in diesem Moment, da ihres Gemahles und ihres Reiches Glückstern seinen Zenith erreicht hatte.

„Marie Louise hatte sich nun allmählig an die Hoflust und an ihre Stellung gewöhnt und fing an, das steife und zurückhaltende Wesen zu vergessen, das sie in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft in Frankreich aus Schüchternheit an sich gehabt hatte. Ihre Haltung war nun behaglicher, selbstzufriedener geworden; zugleich hatte ihr Wuchs noch gewonnen, was sie an Fülle verloren, und ihre ganze Erscheinung war edel und anmüthig, was auch während jener Feste allgemein mit Vergnügen bemerkt wurde. Der Kaiser schien glücklich; er war in seinem Innern überaus leutselig und liebevoll gegen die Kaiserin. Fand er sie in ernster Stimmung, so suchte er sie durch heitere Reden zu ergötzen und mehr als einmal brachte er sie mit ihrem zurückhaltenden Wesen außer Fassung, indem er sie frisch zu, wie ein Bürgermann sein geliebtes Weib, in die Arme schloß und küßte. Aber vor der Welt behandelte er sie höchst rücksichtsvoll und mit jener Würde, die eine edle Vertraulichkeit nicht ausschließt. Im Allgemeinen trug sein Benehmen gegen sie das Gepräge einer vertrauensvollen Liebe. Da es ihm darauf ankam, ihre Sittenreinheit und Herzensunschuld, die für ihn soviel Reiz hatte, in ihrer ganzen ursprünglichen Frische zu bewahren; da er von ihr,

der Cäsars-Frau, jeden Verdacht, wie ihm die französische Leichtfertigkeit nur allzu gern Raum gibt, fern halten wollte, — so hatte er in dem Hause der Kaiserin eine Dienstordnung eingeführt, deren Strenge die Meinung einflößen konnte, er sei eifersüchtig. Aber er war es ebenso wenig, als er es zu sein Ursache hatte. Denn von allen Verbindungen und Bekanntschaften, die dem Kaiser etwa unangenehm gewesen wären, hielt sich Marie Louise aus eigenem Antriebe fern. . . . Von Jugend auf daran gewöhnt, eine Person aus ihrer Umgebung vor allen Uebrigen zu begünstigen und durch ihr Isolirtstehen von Neuem auf diese Nothwendigkeit angewiesen, — schenkte sie in Frankreich der verwittweten Herzogin von Montebello, ihrer würdigen Ehrendame, ihre Zuneigung. Gegen die übrigen Personen, die in ihrem Dienste standen, war sie nie hingebend und gesprächig; dieser Mangel an vertraulicher Freundlichkeit hinderte sie jedoch nicht, ihre Leute mit Güte und Nachsicht zu behandeln.

„Indessen wuchs der König von Rom unter der wachsamten Pflege seiner Gouvernante, die ihn wie ihren eigenen Sohn liebte, an Schönheit und Kraft. Man brachte ihn jeden Morgen seiner Mutter, die ihn bis zu ihrer Toilettestunde bei sich behielt. Auch des Tages über, in der Zwischenzeit zwischen ihren Musik- und Zeichenstunden besuchte sie ihn oft in seinen Gemächern und arbeitete an irgend einer Nadelarbeit neben seiner Wiege. Häufig führte sie, in Begleitung der Amme, die das Knäblein trug, den Sohn zu seinem Vater, der sich seiner freute und mit ihm spielte und ihn laufen lehrte, wie ein schlichter Bürgermann. Und doch bereitete er schon den russischen Feldzug vor.“

* * *

„Marie Louise war in Dresden gewesen. Sie hatte um ihren kaiserlichen Gemahl her ein Gefolge von gekrönten Herrscherhäuptern gesehen, die sich alle vor dem jüngsten von Europas Souverainen beugten. Sie selbst hatte ihren Vater, ihre Stiefmutter, ihre Geschwister und andern Verwandten, theils in Dresden, theils in Prag wiedergesehen und sie hatten sie mit Ehrfurcht, eben so sehr als mit Zärtlichkeit aufgenommen; fast hatten sich, wie in Joseph's Traum, Sonne, Mond und Sterne vor ihrem Stern, Vater, Mutter und

Geschwister vor der Gemahlin dessen, der sie alle überragte — zur Erde geneigt. Sie war sodann nach Paris zurückgekehrt, froh, ihre theuern Verwandten wiedergesehen zu haben, aber traurig, weil ohne ihren Gatten. Zwar beherrschte er sein Reich auch in der Entfernung fast ganz so, als wäre er in der Hauptstadt gewesen, und noch hatte er seiner Lebensgefährtin keinen andern Theil seiner Regentenschaft auf die Schultern gelegt, als die Aufgabe der Repräsentation; aber auch für diese schien ihr gewissermaßen der sichere Boden zu fehlen.

„Die Kaiserin hörte alle Sonntage die Messe, der alle ihr vorgestellten Personen beiwohnen durften. Nach der Messe machte sie einen Gang durch die Galerie, welche sich vor der Kapelle befand, und sprach mit jeder der darin befindlichen Personen einige Worte. Bei feierlichen Gelegenheiten hielt sie auch eine größere Gala ab. Aber immer zeigte sich jetzt wieder ihre Schüchternheit und die Anstrengungen selbst, die sie machte, um sich derselben zu entschlagen, gaben ihrer Haltung einen verlegenen Anschein. Die Personen beiderlei Geschlechts, welche auf der vom Kaiser selbst angefertigten Liste derer sich befanden, die freien Eintritt im Palast hatten, wurden allabendlich in die Gesellschaft der Kaiserin zugelassen. Der Kaiser hatte Sorge getragen, dieses Recht nur solchen Leuten zu gewähren, die der Kaiserin angenehm sein konnten. Daher fühlte sich auch Marie Louise in diesen Kreisen vollkommen wohl und behaglich und machte die Homneurs derselben mit vieler Anmuth und Unbefangeneheit. Sie selbst spielte mit Personen, die sie auswählte, Billard; die andern in dem Salon, in dem sie war, aufgeschlagenen Spieltische waren es meist nur pro forma und ein Concert oder eine Theatervorstellung war meist der Schluß dieser Abendunterhaltungen.“

„Das neunundzwanzigste Bulletin hatte der Welt und Frankreich die unerhörte Katastrophe von Moskau und den jammervollen Rückzug der französischen Armee kund gethan. Napoleon war unerkannt durch Deutschland, das sich zu erheben anfang, nach Paris geeilt und hatte die Kaiserin überrascht. Mit seiner gewohnten Schnelligkeit rüstete er sich zum neuen Krieg. Aber die Mallet'sche Verschwörung, die während seines Aufenthalts in Rußland einen Augenblick

lang seine Herrschaft bedroht, hatte ihn die Nothwendigkeit erkennen lassen, in Paris eine einige und wirkliche Macht zurückzulassen, der er einen Theil seiner Autorität übertragen konnte, und welche während seiner durch den Krieg nothwendig gewordenen Abwesenheit als Vereinigungspunkt aller untergeordneten Autoritäten dienen sollte. Er hatte daher die Kaiserin zur Regentin während der Dauer seiner Entfernung aus Frankreich ernannt und in einem ausführlichen Reglement die Amtsbefugniß und die Verfahrensweise dieser Regentschaft geordnet. Um diesem Amte alle Schwierigkeiten zu benehmen, die es für sie haben konnte, hatte er ihr zunächst in dem Erzkanzler Cambacères und in dem Minister Champagny zwei zwar der äußern Form nach untergeordnete, aber in der That wahrhaft regierende Gehilfen beigegeben. Sodann aber übernahm er auch noch den größten Theil der Regentschaftsgeschäfte durch eine unausgesetzte Correspondenz, in der er ihr jeden einzelnen ihrer Regierungsacte vorschrieb, und ihr die Entwürfe der Briefe, die sie zu schreiben und die Reden, die sie zu halten hatte, einsandte. Es war dies übrigens der ausdrückliche Wunsch der Kaiserin selbst gewesen, die alle Verantwortlichkeit von sich abzulehnen suchte. Wir theilen von diesen Briefen, die alle einen officiellen Charakter tragen und neben denen noch, so zu sagen, eine Privatcorrespondenz zwischen dem Gemahl und seiner geliebten Gattin stattfand, nur einen mit. Er gibt einen Beweis von der sittlichen Unbefangenheit der Kaiserin einerseits, während er andrerseits zeigt, wie zartfühlend der Kaiser in Bezug auf die Gesetze der Schicklichkeit war und wie weit er in dieser Beziehung seine Scrupel trieb:

„Meine Kaiserin und geliebte Freundin! Ich habe das Schreiben erhalten, in dem Sie mir anzeigen, daß Sie den Erzkanzler empfangen haben, während Sie noch im Bette waren. Meine Willensmeinung ist, Sie möchten, unter keinerlei Umständen, und aus keinem Grunde und durchaus keinen Menschen, im Bette empfangen. Das ist erst erlaubt, wenn man sein dreißigstes Jahr hinter sich hat.

Haynau, 7. Juni 1813.

Napoleon.“

Bei allen Gelegenheiten, da die Kaiserin während ihrer Regenschaft öffentlich empfing, zeigte sie sich übrigens durchaus würdevoll und leutselig und ganz dem Geiste ihrer Stellung angemessen.

„Die Nachricht von der Verbindung Oestreichs mit Rußland und Preußen verursachte der Kaiserin tiefen Schmerz. Was sie vor Allem befürchtete, war, die Zuneigung des Kaisers zu ihr würde darunter leiden; aber der Kaiser hörte darum nicht auf, ihr durch volles Vertrauen die Beweise vom Gegentheil zu geben. Sie bemühte sich, das Vertrauen, das sie zur Rechlichkeit ihres Vaters hegte, auch in die Seele ihres Gatten zu verpflanzen, und bot sich an, die Vermittlerin zwischen beiden zu sein. Sie zeigte sich hierin, wie in den Ausdrücken vieler Briefe aus jener Zeit, ganz als Französin. Sie fing an, was sie bis dahin, nie gethan, besorgt um der Zukunft willen zu werden. Es war für sie ein Stoff zu traurigem Nachdenken, als sie in der Zwischenzeit der Schlachten von Dresden und Leipzig vom Senat auf Befehl des Kaisers eine Aushebung, welche die Zukunft vorausnahm, verlangen, als sie im Anfang des October 1813 Soldaten der Conscription von 1814 und 15 fordern mußte. Zugleich war sie erschreckt über diese neue Rolle, die sie im Senat zu spielen hatte. Aber ihre Jugend und ihre bescheidene Haltung machte auf die Senatoren einen tiefen Eindruck. Sie war, nach dem Urtheil eines Augenzeugen bei dieser Gelegenheit, weder zu schüchtern noch zu kühn gewesen, hatte sich vielmehr würdevoll, mit Tact und Schicklichkeit benommen.“

Die Allirten hatten den Rhein überschritten und Napoleon, der nun pro aris et focis kämpfte, hatte alle Hilfsmittel seines militairischen Genius aufgeboden, um Frankreich zu ihrem Grabe zu machen. Aber die Mattigkeit der Einen, die Unzufriedenheit der Andern, der Verrath und das numerische Uebergewicht der Feinde hatten alle seine Combinationen, selbst seine theuer erkauften Siege in der Champagne unnütz gemacht. Marmont und Mortier hatten Paris nicht bis zu seiner Ankunft halten können oder wollen, und die Kaiserin hatte die Residenz verlassen müssen, um sich nach Blois zu begeben. Sie that es widerstrebenden und traurigen Gemüthes, und doch hätte sie allein es hindern können; denn sie allein besaß

die Vollmacht dazu. Ihre Rathgeber, der König Joseph, der Fürst Erzkanzler, und die andern Großwürdenträger, hatten auf ihre Entfernung dringen müssen; denn ausdrückliche frühere Befehle des Kaisers hatten es so gewollt*). Aber, trotz der dringenden Bitten der Nationalgarden, trotz der zahlreichen Stimmen, die sich im Staatsrath dafür erhoben, trotz des prophetischen Widerwillens endlich, den ihr Sohn gegen jede Entfernung bezeugte**) wagte Marie Louise es nicht, die Entscheidung auf sich zu nehmen. Einen Zufall, der sie am Abreisen gehindert hätte, würde sie gern gesehen haben, aber ihn selbst herbeizuführen, — dazu besaß sie den Muth nicht.

Indessen hatte Napoleon, der zu edelsinnig war, um einen Bürgerkrieg zu entzünden, in Fontainebleau Frankreichs Kaiserkrone von seinem Haupte gethan und die provisorische Regierung in Paris hatte die Bourbons proclamirt. Die Kaiserin lebte angstvoll und unruhig in Blois. Oft drückte sie ihr Bedauern darüber aus, daß sie Paris verlassen und oft auch sprach sie von ihrem Wunsche, sich mit ihrem kaiserlichen Gemahl zu vereinen. Aber die Schwierigkeiten, die dies für den Augenblick gehabt haben würde, und die verschiedenen, einander widersprechenden Meinungen ihrer Umgebung über diesen Punkt verhinderten die Ausführung dieses Gedankens. Die heftigen Aufregungen, die sie empfunden, die Thränen, die sie unaufhörlich vergoß, die schlaflosen Nächte, die sie un-

*) In einem Briefe vom 16. März aus Rheims, wiederholte Napoleon seinem Bruder Joseph, was er ihm früher mündlich aufgetragen, daß nämlich die Kaiserin und sein Sohn durchaus nicht in die Hände der Allirten gerathen dürften, sondern sich, sobald diese mit größeren Streitkräften sich Paris näherten, sich nach der Loire zu flüchten sollten. „Verlasse meinen Sohn nicht und gedenke daran, daß ich ihn lieber in der Seine, als in den Händen der Feinde wissen will. Das Loos des Astyanax, ein Gefangener der Griechen zu werden, hat mir in der ganzen Weltgeschichte stets das entsetzlichste geschienen,“ so schließt dieser Brief, dessen Authenticität der Verfasser durch gerichtliche Beurkundung beweist.

**) Der sonst durchaus nicht eigenwillige Knabe sträubte sich, nach den Berichten aller Augenzeugen, ganz merkwürdig gegen diese Entfernung. „Ich will meinen Palast nicht verlassen, wiederholte er unaufhörlich; ich will nicht weggehen; da Papa nicht hier ist, so bin ich der Herr.“ Noch in den Armen des dienstthuenden Stallmeisters, der ihn in den Wagen trug, wollte er sich nicht entfernen lassen, sondern klammerte sich an die Thüren und an das Treppengeländer an.

ter Schmerzen verbrachte, — dies Alles hatte einen nervösen, fast krampfhaften Zustand in ihr zu Wege gebracht, so daß Corvisart, der Leibarzt des Kaisers, erklärte, sie müsse nothwendig nach Aix in Savoyen in's Bad gehen und das Klima der Insel Elba, — die schon als Napoleon's künftiger Wohnsitz bekannt war, — würde für sie höchst nachtheilig sein. Unbegreiflich waren der Kaiserin die Leiden- schaften, die Frankreich aufwühlten. Die Ereignisse hatten ihr zwar gezeigt, wie wenig Hoffnungen für die Zukunft ihres Sohnes er- stärten; aber gleich einem Schiffbrüchigen, der sich an einen Balken klammert, hing sie hartnäckig an den Versicherungen, die ihr Vater ihr brieflich gegeben. Sie konnte nicht glauben, daß er sie und ih- ren Sohn ganz verlassen werde, und wiegte sich in der falschen Hoff- nung ein, er werde, da er nicht persönlich den Vorgängen in Paris beigewohnt hatte, dieselben rückgängig machen. In der Hoffnung einer Zusammenkunft mit ihrem Vater blieb sie in Blois. Verge- bens machte man sie auf die Gefahr, sie könne in die Hände der Alliirten gerathen, aufmerksam. Sie beharrte gegen alle Rathschläge der Könige Joseph und Jerome und des Erzkanzlers darauf, in Blois zu bleiben, — und nur allzu rasch ging die Befürchtung dieser Ge- treuen in Erfüllung. Eine russische Heerschaar traf ein mit dem Auftrage, die Kaiserin nach Orleans zu führen, und von diesem Augenblick an war alle Möglichkeit einer Vereinigung der beiden Gatten geschwunden, obzwar sich die Kaiserin noch lange Illusionen hierüber machte, weil sie immer noch auf die Liebe ihres Vaters und dessen Einfluß rechnete.

„Endlich — es war einen Tag nach Ostern — enttäuschte sie ein Brief ihres Vaters selbst, der seine Ohnmacht, dem Willen seiner Verbündeten zuwider zu handeln, eingestand und zugleich andeutete, daß diese eine Vereinigung der beiden Ehegatten nicht zugeben wür- den. Die Kaiserin machte sich Vorwürfe darüber, daß sie es so lange verschoben habe, das zu erfüllen, was sie als eine heilige Pflicht betrachtete, die Vereinigung mit ihrem Gatten, und traf nun ernsthafte Anstalten, dieselbe zu bewerkstelligen. Vorher aber wollte sie noch die Antwort ihres Vaters auf mehrere Briefe erwarten. Indessen war aber in Paris Alles entschieden, und Parma und Piacenza waren der Kaiserin zuerkannt worden. Darauf hatte sich der ganze, so vielversprochene Schutz ihres Vaters beschränkt,

der ihr nun auch als Antwort auf ihre Briefe den Wunsch zu erkennen gab, sie in Rambouillet zu sprechen, zugleich aber auch schon andeuten ließ, „es wäre das Wünschenswertheste und Convenabelste,“ wenn sie sich einstweilen nach Oesterreich begäbe.

„Die Zusammenkunft des Kaisers Franz und der Kaiserin fand endlich in Rambouillet Statt. Was in diesem Gespräche verhandelt ward, zu welchem Zweck Fürst Metternich den Kaiser begleitete, welche vertraulichen Mittheilungen der Kaiserin gemacht wurden, welche geheimen Gründe man ihr angab, um sie zur Reise nach Wien zu vermögen, wo sie, anstatt in Elba bei ihrem Gatten, den Augenblick abwarten sollte, da sie sich würde nach Italien begeben können; ob man schon damals ihr den festen Entschluß der Allirten, sie von ihrem Gemahl zu trennen, mittheilte, — das Alles sind Fragen, über die man sich wohl aus den spätern Ereignissen Vermuthungen bilden, die man aber nicht mit irgend einer Bestimmtheit beantworten kann. Die äußern, scheinbaren Gründe, welche die Kaiserin zur Reise nach Wien bewogen, waren ihre kindliche Liebe und Ergebenheit gegen ihren Vater, der den Wunsch ausgesprochen, sie möge auf einige Zeit ihre Familie besuchen; sodann die Aussicht, von dort aus recht bald in den Besitz der ihr zuertheilten Staaten treten und die Hoffnung, alsdann ungehindert und frei zu ihrem Aufenthaltsort bald Elba, bald ihre neue Residenz machen zu können. Wie dem Allen auch sein mochte, so viel ist sicher, daß die Kaiserin, deren Gesundheit durch die rasch aufeinanderfolgenden Aufregungen und erschütternden Ereignisse sehr angegriffen war, in jener Zeit in eine tiefe Schwermuth verfiel. Das Glück, ihren Vater wiedergesehen zu haben, war in der traurigen Lage, in der sie sich befand, nicht groß genug, um ihre Betrübniß zu vermindern. Sie zog sich häufig auf ihr Zimmer zurück, und dort, mit den Ellbogen auf ihre Kniee gestützt und das Haupt in den Händen haltend, gab sie sich ganz ihren bittertraurigen Gedanken hin und vergoß reiche Ströme von Thränen.

„In dieser Betrübniß ward sie genöthigt, den Besuch des Kaisers von Rußland und, zwei Tage darauf, den des Königs von Preußen anzunehmen. Sie beklagte sich bitterlich über diese Nothwendigkeit und so viel Mühe sie sich auch gab, ihre Thränen zu trocknen und ihrem Gesichte einen minder verweinten Ausdruck zu geben, so konnte man doch ihre innern Leiden und den schweigenden Vorwurf eines

Mangels an Zartgefühl und Edelsinn von Seiten der Besucher darauf lesen. In der That war es jedenfalls eine große Unzartheit dieser beiden Monarchen, eine Frau zu besuchen, die sie selbst in das Unglück ihres Gatten mit verwickelt hatten, und man muß, wenn man nicht glauben soll, daß sie in diesem Schauspiel der demüthigen Lage von Napoleon's Gemahlin eine traurige Genugthuung und Entschädigung für die verfllossene Zeit ihrer eigenen Demüthigung durch den Kaiser suchen wollten, einem andern damals verbreiteten Gerüchte Glauben beimessen. Man sagte nämlich damals, diese Besuche seien in der Absicht gemacht worden, daß unter dem Publicum die Meinung verbreitet werde, die Kaiserin habe aus eigenem Antrieb und freiwillig ihre Sache von der des Kaisers getrennt und sich vielmehr in die Arme seiner Feinde geworfen. Man muß gestehen, daß die Umstände, unter denen die beiden Monarchen Marie Louise besuchten, einer solchen Deutung einen großen Theil ihrer Unwahrscheinlichkeit benahmen."

„Die Kaiserin kam nach Wien zurück, fast eben so, wie sie es vor vier Jahren verlassen hatte. Sie besaß nur Eines mehr, die bittere Erinnerung an das glänzende Loos, das ihr Oesterreichs Politik einen Augenblick lang bereitet, um es ihr dann wieder zu rauben. Als sie Oesterreich verlassen hatte, um Napoleon's Gemahlin zu werden, — da hatte ihr Vater bei seiner Trennung ihr Rathschläge gegeben, wie sie aus dem Munde eines guten Familienvaters an seine Tochter sich geziemen. Er hatte ihr gesagt: „Sei eine gute Gemahlin und eine gute Mutter und suche in Allem Deinem Gatten Dich angenehm zu machen.“

„Marie Louise hatte auf Frankreichs Thron, neben dem Gatten, der sie gewählt und dem ihr Vater sie gegeben, die Lehren dieses Lektorn treulich befolgt. Ihr Benehmen als Gattin war in jeder Beziehung tadellos und vorwurfsfrei. Als Kaiserin hatte sie, — mochte dies nun aus Eigenliebe oder aus Pflichtgefühl geschehen, — sich stolz auf den zunehmenden Wohlstand des Reiches gezeigt. Die Unglücksfälle, die Frankreich betrafen, hatten sie nicht gleichgiltig gefunden und sie hatte keinerlei Machination gegen die Sicherheit und Ruhe Frankreichs geduldet. In den Tagen, die der Ago-

nie der Kaiserherrschaft vorhergingen, war sie eine eifrige und aufrichtige Vermittlerin zwischen ihrem Gatten und ihrem Vater; aber sie war nicht ganz Eins mit ihrem Adoptiv-Vaterland geworden. Unthätig von Charakter, fremd der Politik, betrachtete sie mit Schrecken das für eine österreichische Prinzessin so neue Schauspiel eines Kampfes der Parteien. Sie hatte noch nicht lange genug in Frankreich gelebt, um feste und dauerhafte Bande mit dem Land geknüpft zu haben, und darum hat sie am Unglück desselben auch nicht jenen thätigen und leidenschaftlichen Antheil genommen, der in frühern Zeiten Anna von Oesterreich und Marie Antoinette bewogen, in Zeiten der Unruhe und Gefahr des Landes Sache zu ihrer persönlichen Sache zu machen. Darum hat sie, ohne großen Widerstand zu leisten, ihrem neuen Vaterlande entsagt, um in ihrer Familie, wie in einem Hafen, gegen neue Stürme Zuflucht zu suchen. Von Jugend auf in den Grundsätzen des leidenden Gehorsams und der österreichischen Politik erzogen, was blieb ihr da, als Kaiser Franz 1814 in Schönbrunn zu ihr sagte: — Als mein Kind, kannst Du Alles, was ich habe, mein Blut und Leben, als Dein Eigenthum betrachten; als Kaiserin kenne ich Dich nicht;“ — was, sagen wir, blieb ihr einer solchen Sprache gegenüber Anderes übrig, als schweigend das Haupt zu beugen?

„Der Empfang, den die Kaiserin von Seiten ihrer Familie fand, war überaus herzlich, oder hatte wenigstens den Anschein davon. Die Kaiserin Mutter war ihr bis St. Poelten entgegengekommen; ihre Schwestern und die jungen Erzherzoginnen hatten sie unter Glückwünschungen umarmt und eine Freude über ihre Rückkehr bezeugt, als wäre sie von den entsetzlichsten Gefahren bedroht gewesen und diesen durch ihre Ankunft in Wien entgangen. Als sie dann in Schönbrunn sich eingerichtet hatte, kamen auch die Kaiserin Mutter und ihre Schwägerinnen hinaus und lebten in vertrautem Umgange mit Marie Louise, deren erste Tage ganz im Schooße der Familie dahinslossen. Im Grunde aber verbarg sich hinter dieser zuvorkommenden Herzlichkeit das Bestreben, sich des Gemüthes der Kaiserin zu bemächtigen, alle Erinnerungen an ihren unglücklichen Gatten und eine Vereinigung mit ihm aus ihrem Geiste zu bannen und sie ganz der Leitung ihrer Familie zu unterwerfen. Noch lebten aber diese Erinnerungen zu mächtig und frisch in Marie Louises Herzen;

noch waren zu viel Zeugen ihres früheren Lebens um sie her; noch endlich sprach Napoleon in seinen Briefen fortwährend von seiner Vereinigung mit ihr und sie selbst machte sich noch oft Vorwürfe darüber, daß sie zu einer Zeit, wo dieselbe noch möglich gewesen, sich durch falsche Vorspiegelungen und Versprechungen davon hatte abbringen lassen.“

Der Raum dieses Artikels verbietet uns, ausführlicher auf die Manoeuvres und Intriguen einzugehen, deren Veranlassung und Gegenstand die Kaiserin Marie Louise und das ihr versprochene Herzogthum Parma war. Nur so viel wollen wir kurz sagen, daß man durch scheinbare Schwierigkeiten der Kaiserin eine Concession nach der andern abzwang. Erst bewog man sie zum Eingehen der Verpflichtung, keine Briefe von der Insel Elba anzunehmen, ohne sie ihrem Vater zuzustellen, und auch ohne dessen Einwilligung nicht darauf zu antworten. Dann ward sie durch den Widerstand, den Frankreichs und Spaniens Gesandten gegen ihre Besitznahme Parma's erhoben, genöthigt, auf die Erbfolge dieses Landes für ihren Sohn zu verzichten. Endlich ward ihr durch neue Schwierigkeiten auch noch die Concession abgerungen, daß sie ihren Sohn nicht mit nach Italien nehmen werde. Napoleon's Rückkehr von Elba entriß sogar die Erziehung dieses Sohnes ihr und seiner bisherigen Gouvernante, der trefflichen Frau von Montesquiou, der die Kaiserin selbst mehr als einen guten Rath verdankt hatte. Endlich ward sie sogar durch die Furcht, ihr Herzogthum zu verlieren, so wie durch die Einflüsterungen und die Beredsamkeit des Grafen Reiperg bewogen, eine Protestation zu unterzeichnen, in der sie erklärte, „sie sei Napoleon's Plänen ganz fremd, sage sich daher von ihm los und begeben sich unter den Schutz der Allürten.“ Wie gesagt, wir müssen kurz sein und uns auf die Hauptzüge beschränken, aber das Buch, aus dem wir sie zusammenstellen, ist in seinem dritten Bande reich und ausführlich an Mittheilungen, aus denen man ersieht, daß die Kaiserin, wenn man sie allein und ihres Herzens Zuge überlassen hätte, ganz anders gehandelt haben würde. Denn sie machte sich noch im Frühjahr 1815 Vorwürfe darüber, nicht nach Elba gegangen zu sein, und war die ganze Zeit über traurig und in hohem Grade aufgeregt. Aber, wie sie selbst zu ihrer Entschuldigung sagte, sie war nicht Herrin ihres Willens und nicht im Stande, den Forde-

rungen der österreichischen Politik mit Erfolg sich zu widersetzen. Das Alles muß bedacht werden, wenn man über Marie Louise und ihr Benehmen urtheilt. Der Verfasser des in Rede stehenden Buches hat, — diese Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, — trotz seiner glühenden, begeisterten Liebe für Napoleon und trotz seines echt französischen Hasses gegen die Allirten, doch die Kaiserin vollkommen richtig und mit vieler Milde beurtheilt und wie er selbst gesagt, „die Fehler, in die sie verfallen, denen zugeschrieben, in deren Händen sie ein willenloses Werkzeug gehässiger Rache gegen den Kaiser war.“ Das Gesamtbild, das er selbst am Schlusse seines Buches von Marie Louise entwirft und mit dem auch wir diesen Artikel schließen wollen, ist der beste Beweis dafür.

Vorher jedoch noch wenigstens einige Worte über einen Mann, der seit dem Jahre 1814 bis zu seinem Tode im Jahre 1828 eine wichtige Rolle im Leben Marie Louises gespielt hat; wir meinen den Grafen Reipperg. Marie Louise lernte ihn zuerst im Sommer 1814 während ihres Badeaufenthalts zu Aix in Savoyen kennen. Sein Benehmen war das eines umsichtigen Mannes. Gewöhnlich zeigte er sich wohlwollend, ernst, aber gefällig; dabei hatte er höfliche, schmeichlerische und angenehme Manieren. Er besaß hübsche Gesellschaftstalente und war unter andern ein guter Musiker. Thätig, geschickt, aber nicht allzu gewissenhaft, wußte er seine Feinheit unter einem Schein von Einfachheit zu verbergen. Seine Sprache wie seine Schreibweise waren anmüthig. Er verband mit vielem Tact einen scharfen Beobachtungsgeist und besaß das große Talent, zuzuhören; wenn man mit ihm sprach, so widmete er dem, was man ihm sagte, eine nachdenkliche Aufmerksamkeit. Seine Gesichtszüge nahmen bald einen liebkoofenden Ausdruck an, bald wieder erkannte man in seinem Blicke das Bestreben, die Gedanken in der Seele Anderer zu lesen. So geschickt er darin war, die Pläne Anderer zu erforschen, so vorsichtig war er auch in der Verheimlichung seiner eigenen. Im Grunde seiner Seele eitel, aber ehrgeizig, nahm er den Schein außerordentlicher Bescheidenheit an und sprach nie von sich und seinen Thaten. Und doch hatte er sowohl als General, wie als Diplomat schon glänzende Proben seiner Talente gegeben. Wäh-

rend der sechs Wochen nun, die Marie Louise in Air verbrachte, so wie nachher auf einer Vergnügungsreise durch die Schweiz und dann auf der Rückkehr nach Wien, war Graf Neipperg ihr steter Gesellschafter. Er genoß das Vertrauen des allmächtigen Ministers Metternich und war auch dem Vertrauen der Kaiserin empfohlen worden. In Wien nahm er sich mit der größten Ergebenheit aller Geschäfte der Kaiserin an, war unermülich in seinen Schritten zu ihren Gunsten, schrieb in Betreff der Parmesanischen Angelegenheiten mehrere Memoires, — kurz that Alles, was in seinen Kräften stand, um die Gunst der Kaiserin zu gewinnen. Und so kam es denn, daß als alle Bande zwischen Marie Louise und ihrem auf St. Helena gefesselten Gatten gebrochen waren, als Neipperg zum Großmeister ihres Hauses ernannt worden, als sie seine Dienste angenommen und schätzen gelernt hatte, — sie ihm ihre Hand reichte. Sein Tod war ein harter Schlag für sie, sowohl als Regentin wie als Frau. Die Bewohner Parmas haben besonders in den Jahren 1831 und 1832 die traurigen Folgen davon gefühlt, daß ihre Verwaltung nicht mehr von der eben so geschickten, als festen Hand Neipperg's geleitet wurde, der ein wohlwollender, aufgeklärter und weiser Mann war und die bei dem Volke beliebten Einrichtungen der französischen Zeit, so wie die Beamten aus jener Epoche so viel als möglich beibehalten hatte, und für den Wohlstand und die Freiheit des Landes gethan, was immer in seinen Kräften stand und mit der österreichischen Oberlehns Herrlichkeit vereinbar war. Marie Louise hat ein prachvolles Mausoleum zu Ehren Dessen errichten lassen, den sie lange beweint hat und noch heute bedauert.

— — — „Marie Louise hat sich in einer ganz eigenthümlichen Lage befunden. Der Gatte, mit dem sie der Lauf der politischen Ereignisse verband, war zu groß, stand geistig zu hoch über ihr, als daß eine Gemeinschaft der Gedanken und Empfindungen zwischen beiden hätte herrschen können. Unglückselige Kriege trennten sie noch dazu allzuoft von ihrem Gatten und zwangen sie unaufhörlich, entweder für das Leben oder für die Macht des Kaisers zu zittern. Während einer dieser Abwesenheiten hatte sie seine Herrschaft durch einen Versuch der Empörung bedroht gesehen, ein Ver-

sich, der späterhin von den ersten Staatskörpern selbst in eine That-
sache umgewandelt ward. War das nicht eine seltsame Lage für
eine österreichische Prinzessin, die in ihrer Heimath ihre Herrscher-
familie als den Gegenstand der Ehrfurcht der Großen und der
Anbetung des Volkes gesehen hatte? Sodann war sie aus der
Hauptstadt ihres Reiches vertrieben worden, aber die Armeen ihres
eigenen Vaters hatten zu den Feinden gehört, vor denen sie hatte
flüchten müssen. Während sie noch von der Katastrophe, welche in
ihrer Hand das Scepter ihres Gatten gebrochen, tief erschüttert
war, ward sie nach Wien geführt, scheinbar von einer Ehren-
escorte begleitet, in Wahrheit aber als Gefangene. Dort in ihrer
Vaterstadt öffnen sich, um die Demüthigungen, die sie erlitten, aus
ihrem Gedächtniß zu verwischen, alle Arme zu ihrem Empfange,
als dem eines geliebten Kindes, das man verloren geglaubt hatte.
Hier findet sie Alles wieder, was zuerst Eindruck auf ihre Seele
gemacht und was jetzt durch die Abwesenheit neue Reize erhalten:
die Gewohnheiten ihrer Jugendjahre, ihre Verwandten, ihre Freunde,
alle an Herzlichkeit und Zärtlichkeit des Benehmens mit einander
wetteifernd. Getröstet und gelobt um des Opfers willen, das sie
ihrer Familie und ihrem Vaterlande gebracht, findet sie ihre Beloh-
nung dafür in dem Beifall ihres Vaters, eines sittenreinen Fürsten,
der aber hier die politischen Verhältnisse und Pflichten höher stellt
als die Herzengüte. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde er
seiner Tochter anempfohlen haben, ihrem Gatten treu zu bleiben; jetzt
aber, rath er ihr an, die Bande, durch die sie an Frank-
reich geknüpft ist, zu vergessen. Diese Forderungen, diese
Verführungen sind es, denen Marie Louise nachgegeben hat, da sie
nicht Charakter- und Geistesstärke genug besaß, um unerschütterlich
dagegen zu bleiben.

— — — „Marie Louise hat ihre guten, wie ihre schlechten
Eigenschaften, die Folgen ihrer Erziehung, mit nach Frankreich ge-
bracht; als die letzteren nämlich rechnen wir ihr außerordentlich ge-
ringes Vertrauen zu sich selbst und den vollkommenen Mangel einer
eigenen Willenskraft. Nicht der leiseste Gedanke an Ehrgeiz hat
sich je bei ihr kund gegeben. Hätte sie nicht mehrfach gezeigt, bis
zu welchem Grade ihr die Idee der Berühmtheit zuwider war, so
hätte man glauben können, ihre Ansprüche beschränkten sich darauf,

in dem Abglanz der Strahlen zu leben, welche die Ruhmeskrone ihres Gatten ihr zusandte. . . . Als Kaiserin durfte sie sich abgeneigt gegen Theilnahme an Staatsgeschäften zeigen, da sie nicht in dieselben eingeweiht war; tadelnswerth aber ist, daß sie als Regentin dieselbe Gleichgiltigkeit gezeigt hat. Mit der Macht, über alle Fragen zu entscheiden, bekleidet, mit dem Scharffinn und den nothwendigen Kenntnissen zu ihrem Verständniß begabt, — nahm sie dennoch nie Etwas auf sich; stets vielmehr beeilte sie sich, der ihr vorgetragenen Meinung beizupflichten, als läge ihr daran, möglichst schnell die Geschäfte abzumachen, und alle Verantwortlichkeit von sich abzuweisen. Geduldig die Gegenwart ertragend, hegte sie niemals Sorgen um ihre Zukunft. Die Langeweile, die sich ihrer oft bemächtigte, und das unbezwingliche Gefühl der Sehnsucht nach der deutschen Heimath*), suchte sie durch Beschäftigung mit Zeichen und Musik zu verschleichen. Ihre angeborene Schüchternheit, welche durch das klösterliche Leben, das sie bis zur Epoche ihrer Verheirathung geführt, noch vermehrt worden, hatte auch in Frankreich nur zugenommen, da sie sich der von Jugend auf ihr eingeprägten Furcht vor dem französischen Witz und Spott nicht ent schlagen konnte. Sie lebte daher gern in stiller Zurückgezogenheit, und der Kaiser, dem dies in einer Art ganz recht war, begünstigte diese Neigung so viel als möglich; die Vorurtheile ihrer Kindheit und ihrer Jugend gegen den Mann, der ihrer Familie so böse Lage bereitet hatte, waren durch eine Zuneigung verdrängt worden, der es leider nur an Zeit gefehlt hat, um fester zu werden. Die Katastrophe, welche den Kaiser betraf, versetzte die Kaiserin in einen Schmerzenszustand, der an Verzweiflung grenzte. Während der ersten Monate einer Trennung, die leider! eine ewige wurde, hat sich Marie Louise mehr als ein Mal bittere Vorwürfe darüber gemacht,

*) Ich erinnere mich, daß ich eines Tages die Kaiserin in ihrem Salon zu St. Cloud vor einem Fenster stehen und mit nachdenklicher Miene auf die Landschaft, die sich vor ihren Blicken ausbreitete, hinausschauen sah. Ich erlaubte mir, sie um die Ursache ihres Sinnens zu fragen, und sie antwortete mir, daß der Anblick der schönen Landschaft, die sie hier vor Augen habe, die Sehnsucht nach ihren Landsitzen in der Umgebung von Wien und den Wunsch, in einem Zauberspiegel auch nur ein Gecken derselben erblicken zu können, in ihr rege gemacht habe.

Anmerk. des Verfassers.

daß sie nicht das unmöglich Scheinende versucht habe, um sich mit dem Kaiser zu vereinen. Jedoch sprach sie auch die Befürchtung aus, das Mißgeschick und die Unthätigkeit möchten den Charakter des Kaisers herber gemacht haben, und ihre neue Lage möchte ihr nicht dieselbe Aussicht auf ein glückliches Leben bieten, wie es früher der Fall gewesen. Obzwar diese Sehnsucht nach ihren früheren Zuständen nicht ganz frei von unlaunteren Motiven war, so entstand sie doch hauptsächlich durch die Erinnerung an das zärtliche und rücksichtsvolle Benehmen, das nach ihrem eigenen Eingeständniß der Kaiser stets gegen sie beobachtet. Sie fürchtete sehr, das Unrecht dieser Trennung könnte ihr allein Schuld gegeben werden und ihr in der öffentlichen Meinung schaden; denn sie verhehlte sich nicht, daß das Publikum für ihre Handlungen von dem Augenblicke an, da sie sich selbst überlassen gelieben und die Legide der Nichtverantwortlichkeit, womit sie der Kaiser bisher beschützt hatte, für sie verloren war, von ihr persönliche Rechenschaft verlangen könne und werde. . . Napoleon hatte sich, nach Maßstab, daß er sie kennen lernte, seiner Wahl immer mehr gefreut. Es schien, als wäre der Charakter dieser Fürstin absehtlich für ihn gebildet worden; sie hatte ihm mitten unter den Stürmen seines sorgenvollen Lebens Glück und Trost verliehen. Im täglichen Umgange war sie leutselig und wohlwollend, ohne darum an Würde zu verlieren. Nie hat man eine Klage oder einen Vorwurf aus ihrem Munde gehört. Sanft, aber zurückhaltend und umsichtig von Charakter, fehlte es dem Ausdruck ihrer Gefühle an Lebendigkeit. Sie war wohlthätig und gab gern und viel*). Sie besaß zu gleicher Zeit Einfachheit und Feinheit, eine sanfte Heiterkeit und war geistreich, ohne beißend zu sein. Obgleich unterrichtet, machte sie doch mit ihren Kenntnissen kein Aufsehen, weil sie fürchtete, der Pedanterie beschuldigt zu werden. Als Gefährtin des Kaisers hatte sie durch ihre anziehenden Eigenschaften die Zuneigung ihres Gatten gewonnen, so wie ihre stets gleichmäßige Milde und Sanftmuth alle Personen, die in ihrer Nähe lebten, verführte. Ich spreche übrigens in diesem Urtheil nur treu die Erinnerungen aus, die in meinem Gedächtniß leben, und habe mich dabei aller Parteilichkeit, die mir die Vergangenheit einflößen könnte, so wie aller Rücksichten auf die gegenwärtigen Verhältnisse entschlagen. Noch einmal wiederhole ich, daß . . ., so sehr auch Marie Louise in Allem, was die Tugend Leichtes bietet, sich derselben befließigte, ihr darum doch die nöthige Kraft gefehlt hat, um auch die strengen Pflichten der Tugend zu üben.

*) Sie hatte als Kaiserin 50,000 Francs monatlicher Loittengelder und verwandte davon regelmäßig zehntausend zur Unterstützung von Armen, wobei sie mit sorgfältiger Umsicht verfuhr.